

Andreas Schnabel, geboren 1953 in Hamburg, ist ausgebildeter Rettungssanitäter, arbeitete früher als Hauptbrandmeister, Taxifahrer, Rundfunkreporter, RTL-Sportredakteur, Event- und TV-Regisseur, TV-Producer, Filmproduzent, Theater-Autor und heute, der Gesundheit wegen, als Briefträger in Frechen-Königsdorf. Er lebt in Pulheim bei Köln. Im Emons Verlag veröffentlichte er die Mallorca Krimis »Tod oder Finca« (2009), »Tod in Palma« (2010) und »Tod auf der Insel« (2011).
www.andreas-schnabel.com

ANDREAS SCHNABEL

Tod auf Cabrera

MALLORCA KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig.

emons:

Für Petra
mit einem ganz dicken »Danke«!

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Hermann-Josef Emons Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch, Berlin
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2012
ISBN 978-3-89705-974-0
Mallorca Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Im Zimmer 410 des Hotel Ritz in Barcelona lief die Klimaanlage auf vollen Touren. Dennoch hatten sowohl Gräfin Rosa als auch Michael Berger Probleme, wieder abzukühlen, obwohl sie keinen Fetzen Stoff am Leibe hatten. Beide rangen nach Luft, und es dauerte eine Weile, bis sie wieder in der Lage waren zu sprechen.

»Kinder, was ist hier nur los?« Die Gräfin richtete sich leicht auf, um ihr Wasserglas auf dem Nachttisch erreichen zu können. »Ich habe ja schon viel erlebt, aber so etwas noch nicht.« Sie griff nach Bergers Hand, hob sie an ihren Mund und küsste sie. Señor Residente, Sie sind ein Tier.«

»Moment mal«, widersprach er. »Wir haben inzwischen viermal versucht zu duschen. Und ginge es nach mir, dann hätten wir das auch getan.«

Sie machte eine entschuldigende Geste. »Ich weiß auch nicht, was in mich gefahren ist. Wie Sie da so nackt unter der Dusche standen, das war einfach erregend.«

»Natürlich war es erregend. Haben Sie sich schon mal nackt unter der Dusche gesehen?«

Sie trank einen Schluck Wasser. »Nein, aber ich weiß, dass ich nie wieder etwas anderes machen möchte, als mit Ihnen zu duschen.«

»Durchlaucht.« Berger wirkte erschöpft. »Wir tun seit zwei Tagen nichts anders, als übereinander herzufallen. Ich bin Mitte fünfzig und Sie sind Mitte vierzig. Meinen Sie nicht, wir sollten wenigstens versuchen, ein bisschen kürzerzutreten?«

»Sicher, in unserem Alter tut man so etwas nicht mehr. Vor allem nicht mit Lügner.«

»Wieso bin ich ein Lügner?«

»Wir kannten uns kaum zehn Minuten, da haben Sie mir gesagt, dass Sie ein schlechter Liebhaber seien.«

»Was soll ich machen? Ich bin seit Tagen der raffiniertesten Liebhaberin ausgeliefert, die ich mir nur vorstellen kann.« Er schaute an sich herunter und stellte mit Besorgnis fest, dass sich bei ihm schon wieder etwas regte.

Sie leckte sich genüsslich ihre Lippen. »Haben wir noch etwas Nutella?«

»Das ist schon seit gestern alle.«

»Egal.« Sie richtete sich auf, um sich lächelnd über ihn zu beugen. »Es wird auch ohne gehen.«

Das Telefon klingelte. Beide schauten entgeistert auf den Nachttisch. Das Klingeln schien immer lauter zu werden. Schließlich drehte die Gräfin sich zur Seite und griff nach dem Hörer.

»Sí?«

»Señora von Zastrow?«, fragte eine freundliche Stimme.

»Sí.«

»Mein Name ist Monseñor Grünstädter von der Diözese Barcelona, dürfte ich Sie mit Bischof Crasaghi verbinden?«

Die Gräfin war sichtlich irritiert. »Gern.«

Berger richtete sich auf. »Wer stört?«, fragte er.

»Irgendein Bischof will mich sprechen.«

»Ein richtiger Kirchenbischof?«

»Scheint so.« Sie horchte konzentriert.

»Meine Herren, die sind aber auf Trab.« Er streichelte ihren Rücken. »Da treiben es zwei verliebte Menschen ein paar Tage lang, ohne verheiratet zu sein, und schon bekommt der Klerus Wind davon. Reife Leistung. Dagegen waren die Jungs von der Stasi blutige Anfänger.« Seine Hand wanderte abwärts. Kichernd versuchte Rosa durch kokettes Wackeln mit dem Po, die liebkosende Hand abzuschütteln, die rutschte dadurch aber nur zwischen ihre Schenkel. Eine Woge der Wollust durchströmte ihren Körper. In diesem Augenblick meldete sich der Bischof.

»Guten Tag, Frau Gräfin, es freut mich, dass Sie Zeit für mich haben.«

»Oh mein Gott«, stöhnte sie in den Hörer.

Es entstand eine kurze Pause. »Nicht ganz, Frau Gräfin, ich bin nur einer von seinem Bodenpersonal. Mein Name ist Crasaghi, Bischof Crasaghi.«

Sie gab ein Schnurren von sich.

»Störe ich?«, fragte Crasaghi hörbar irritiert.

Rosa war nur noch von der Hand ihres Residente erfüllt. »Nicht doch, Herr Bischof.« Ihre Stimme war etwas gepresst, da eine neue Woge der Lust ihren Körper schüttelte.

»Ich habe dennoch das Gefühl, ungelegen zu kommen.«

»Nein, Exzellenz, Sie nicht.« Rosa versuchte mit aller Kraft, ihrer Stimme etwas Geschäftliches zu geben. »Ich werde in etwa einer Stunde zurückrufen, dann ist das Meeting beendet, denke ich.« Mit letzter Kraft knallte sie den Hörer aufs Telefon, drehte sich auf den Rücken und nahm Berger fest zwischen ihre Beine. »So, Señor Residente. Jetzt will ich auch noch den letzten Rest von dem haben, was Sie in der Lage sind zu geben, und dann ist Schluss für heute. Ich denke mal, es gibt Arbeit für uns.«

»Ach«, kam es gespielt verzweifelt von ihm, »und was ist das hier?«

Sie lächelte breit. »Nennen wir es Dienstsport.«

»Dienstsport?«, protestierte er. »Das ist harte Arbeit, was ich hier mache.«

»Harte Arbeit«, gurrte sie lächelnd. »Stimmt, ich spüre es.«

Mira Katzev und Fatma Haifaz, beide bildschön und braun gebrannt, waren im Jachthafen von Sa Ràpita damit beschäftigt, ihr Motorboot der Marke Zodiac klarzumachen. Für Laien war nur schwer erkennbar, dass das Boot nicht ganz der originalen Bauweise entsprach. Der Ruderstand hatte keine senkrechten oder waagerechten Kanten und Flächen, und selbst der Außenbordmotor hatte ein Gehäuse, das an die neueste sogenannte Stealth-Technik erinnerte. Außerdem verfügte das Boot über einen ziemlich langen, flachen Notmast und ein ziemlich großes, sonderbar gewölbtes und zudem nicht reflektierendes Spezialsegel, das zusammengerollt am Bug lag. Auf den ersten Blick sah es aber aus, als handle es sich bei dem Segel um eine Persenning. Sie beluden das Boot mit zwei kompletten Taucherausrüstungen, jeder Menge Proviant und zwei ziemlich unförmigen Seesäcken. Nachdem sie alles festgezurrut hatten, machten sich die beiden Frauen auf den Weg. Da das mit einem starren Boden ausgerüstete Schlauchboot über eine vorschrittsmäßige Beleuchtung verfügte, machte sich der Hafenmeister keine weiteren Gedanken darüber, dass so spät noch ein Sportboot den schützenden Hafen verließ. Er wunderte sich nur, dass die beiden »flotten Käfer«, wie er sie insgeheim nannte, sich

peinlich genau an die Geschwindigkeitsbegrenzung in der Hafeneinfahrt hielten.

Als sie die letzte Hafeneinfahrt passierten, gab Mira Vollgas und lenkte das Boot in Richtung Südosten aufs offene Meer hinaus.

In der Empfangshalle des Hotels herrschte reger Betrieb. Trotz der Tatsache, dass Berger und die Gräfin endlich geduscht hatten und sich eigentlich frisch fühlten, war ihr Gang leicht unsicher. Die Kleidung an ihren Körpern fühlte sich nach dem zweitägigen kräftezehrenden Bertaufenthalt ausgesprochen ungewohnt an.

»Ich fürchte«, flüsterte Rosa panisch, »er wird uns an der Nasenspitze ansehen, was wir beide hinter uns haben.«

Berger schüttelte den Kopf. »Woher soll das ausgerechnet ein Bischof wissen? Noch dazu ein päpstlicher Nuntius.«

»Der war ja schließlich auch mal jung.«

»Ja, aber wenn er heute Bischof ist, dann ist das hundert Jahre her.« Er blickte suchend um sich.

Sie entdeckten den Kirchenmann zur selben Zeit und glaubten, ihren Augen nicht trauen zu können.

»Wollen die von ›Verstehen Sie Spaß?‹ uns mit George Clooney verarschen, oder haben Seine Exzellenz eine Schönheits-OP genossen?«, entfuhr es Berger. »Nicht dass Sie mir auf Ihre alten Tage noch fromm werden, liebste Gräfin.«

»Da machen Sie sich mal keine Sorgen, mein Lieber. Die wirklich schönen Männer sind alle entweder schwul oder Arschlöcher.«

Sie näherten sich dem Kirchenmann. »Vorsicht«, raunte Berger ihr zu. »Der hat etwas von beidem.«

Rosa warf ihm einen tadelnden Blick zu. »Exzellenz«, sagte sie.

Crasaghi sprang förmlich aus seinem Sessel heraus. »Gräfin Rosa, ich freue mich, Sie kennenlernen zu dürfen.« Er nahm ihre ausgestreckte Hand und umfasste sie mit beiden Händen, während Rosa Anstalten machte, sich zu einem Handkuss niederzuknien. »Aber nicht doch, Durchlaucht, ich bitte Sie. Ich bin es, der vor so viel Schönheit niederknien müsste.«

Kinder, ist das ein Schleimbolzen, dachte Berger und setzte ein Lächeln auf, das jedem chinesischen Triaden-Boss zur Ehre gereicht hätte, und auch seine finsternen Gedanken über diesen Schönling standen dem in nichts nach.

»Es ist mir eine Ehre, Exzellenz«, log er, ohne mit der Wimper zu zucken, als auch seine Hand von denen des Bischofs umspannt und geschüttelt wurde.

Der gut einen Meter neunzig große, gertenschlanke Mann zeigte einladend auf die beiden leeren Sessel, die dem gegenüber standen, aus dem er sich gerade erhoben hatte. Sie setzten sich. Crasaghi klopfte voller Spannung mit beiden Händen auf die ledernen Lehnen und lächelte Rosa geradezu enthusiastisch an. »Seine Heiligkeit, der Papst, sagte einmal, dass es nichts Strahlenderes gibt als das Antlitz einer schönen Frau, die geliebt wird.«

Rosa bekam einen knallroten Kopf.

»Die Haushaltsnonnen des Papstes sehen aber auch ganz nett aus«, bemerkte Berger trocken.

Wie auf Knopfdruck wich die gute Laune des Bischofs. »War das eine verbale Attacke auf unser Kirchenoberhaupt?« Sein Blick bekam etwas Eiskaltes. »Die Liebe Jesu, die wir Gläubigen erfahren, ist noch sehr viel tiefer als die, die Sie zu empfangen in der Lage sind, mein Freund.«

Berger grinste ihn frech an. »Dafür sind die Orgasmen, die wir Heiden genießen dürfen, geradezu himmlisch, Herr Bischof.«

Bevor sich die beiden an die Gurgel gehen konnten, versuchte Rosa, die Situation zu entschärfen. »Exzellenz, was können wir für Sie tun?«

»Die Großherzogin, von der ich Ihnen auf diesem Wege die besten Grüße übermitteln soll, hat Sie mir wärmstens als professionelle und diskrete Dienstleister empfohlen.«

Rosa nickte. »Und wobei können wir Ihnen behilflich sein?«

Der Bischof vergewisserte sich durch kurze Blicke in alle Richtungen, dass ihnen niemand zuhören konnte. Er beugte sich zu ihnen. »Ich beabsichtige, einige Tage Urlaub auf Mallorca zu machen. Tauchurlaub, um genau zu sein. Dazu benötige ich Sie, oder besser gesagt: Ihre Erfahrungen als Skipper.« Sein Blick ruhte auf Berger.

Der Residente wurde hellhörig. »Wie lange?«

»Ich denke mal, eine Woche bis maximal zehn Tage.«
»Ich bin aber teuer. Tausend Euro pro Tag zuzüglich Mehrwertsteuer.«
Crasaghi nickte wenig beeindruckt. »Sagen wir zweitausend pro Tag cash, und Sie halten mir sämtliche Paparazzi vom Leibe.«
Die Gräfin schaute nachdenklich. »Es gibt so viele Tauchstationen und kommerzielle Anbieter von Tauchfahrten mit dafür ausgerüsteten Schiffen. Warum fällt Ihre Wahl ausgerechnet auf uns?«
»Nur Sie können die von mir angestrebte Diskretion auch garantieren.«
»Wer lässt sich schon gern dabei fotografieren, wie er Unsummen von Kirchensteuern auf den Kopf haut, gell?« Berger lächelte ihn freundlich an.
»Ich komme aus einer sehr wohlhabenden Familie, Señor Berger. Sie können versichert sein, dass ich keinen einzigen Kirchengpfennig für meine privaten Belange ausgeben werde.«
Rosa nickte. »Okay, wir sind im Geschäft. Ab wann?«
»Das ist der Haken an der Sache.« Crasaghi spitzte die Lippen.
»Ich bräuchte Sie sofort.«
»Wie, sofort?«
»Der Flieger wartet bereits mit laufenden Triebwerken auf der Rollbahn.«
»Moment«, protestierte Berger. »So schnell geht das nicht. Selbst wenn wir heute zurückfliegen würden, bräuchte ich mindestens zwei Tage, um alles für so einen langen Törn vorzubereiten und zu besorgen.«
Der Bischof schüttelte den Kopf. »Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen widerspreche, Skipper, aber im Hafen von Cala Figuera wartet bereits ein voll beladener Lkw auf uns. Die Lkw wird beladen, während wir noch in der Luft sind.«
Berger fühlte sich überrumpelt, fand aber auf die Schnelle keinen plausiblen Einwand. »Dann soll es eben so sein.« Er schaute Rosa an. »Wir sollten uns besser auf die Strümpfe machen und unsere Sachen packen.« Sie nickten dem Bischof freundlich zu und erhoben sich.
»Ich möchte nicht voreilig wirken, aber ich habe bereits veranlasst, dass Ihre Koffer gepackt werden. Sie sind schon im Wagen.«

Die beiden staunten den Bischof an wie zwei ungläubige Kinder.

»Ich bin mir nicht sicher, ob das, was wir in unserem Zimmer haben, für fremde Augen bestimmt war«, sagte Berger gedehnt.

»Seien Sie versichert, dass dabei absolut diskret vorgegangen wurde.«

Gräfin Rosa wusste nicht, ob sie den Bischof für seine Forschung bewundern oder ob seines Übergriffs sauer sein sollte. »Und was hätten Sie gemacht, Exzellenz, wenn wir uns nicht einig geworden wären?«

Er lächelte sie freundlich an. »Dann hätten Sie in zehn Minuten in ihren Zimmern alles wieder so vorgefunden, wie es war, als Sie es verlassen haben. Die katholische Kirche, Durchlaucht, mag mit Sicherheit viele Laien beschäftigen, doch hin und wieder trifft man in unseren Reihen auch auf Profis.«

Kaum eine halbe Stunde später erreichten sie in einer schwarzen Dienstlimousine, von einem jungen Priester chauffiert, den nahe gelegenen internationalen Flughafen »El Prat«. Zu ihrem großen Erstaunen fuhr der Wagen, von sämtlichen Kontrollen völlig unbehelligt, direkt auf das Rollfeld. Wie von Geisterhand öffneten sich auf dem Weg dorthin alle Barrieren. Nach einer kurzen Fahrt an den großen Verkehrsmaschinen vorbei kamen sie neben einem weißen Learjet 60 XR zum Stehen. Auf dessen Außenwand prangte das Wappen des Vatikans.

»Das ist doch mal ein nettes Vögelchen«, kam es von Berger. »Um so etwas anzuschaffen, muss es ganz gewaltig im Kollektenbeutel geklingelt haben. Was meinen Sie, Exzellenz, wie viele Bedürftige könnte man mit so einem Ding hier aus der Scheiße ziehen?«

»Keinen einzigen«, erwiderte Crasaghi gelangweilt. »Was wollen die mit einem Flugzeug unter ihrer Brücke?«

Berger schaute missmutig drein. Mit so einer gekonnten Retourkutsche hatte er nicht gerechnet.

Gräfin Rosa tätschelte ihm beruhigend die Schulter. »Nun bleiben Sie hübsch geschmeidig, Residente. Lassen Sie uns nach Hause fliegen und unseren Job machen. Es hat Sie schon unangenehmer erwischt, als einen Tauchgast für zwei Mille am Tag ein bisschen über die See zu schippern.«

Sie bestiegen das Flugzeug. Wo sie auch hinschauten, sie sahen nur puren Luxus. »Gottes Sohn reichte ein Eselchen zum Reisen«, sagte Berger. »Sind Sie sicher, Exzellenz, dass diese Art der Fortbewegung für Vertreter der Kirche angemessen ist?«

»Ja, Señor Residente. Wenn Gott diesen Luxus nicht gewollt hätte, so würde er ihn uns nicht zuteilwerden lassen. Außerdem können Eselchen nicht fliegen.«

Die Dämmerung hatte eingesetzt. Das Schlauchboot befand sich inzwischen dreißig Seemeilen in südwestlicher Richtung vom Cap de Ses Salines, dem südlichsten Zipfel Mallorcas. Mira schaltete in den Leerlauf und stellte den Motor aus. Wortlos begannen die beiden Frauen, einen rautenförmigen Segelmast aus Karbon aufzustellen und mit dem Boot zu verdrahten. Danach wurde der ebenfalls rautenförmige Karbonsegelbaum am Mast eingeklinkt. Fatma zog die beiden Holzschwerter aus dem Seesack und schob sie in seitlich am Rumpf befestigte Halterungen. Gemeinsam befestigten sie das hölzerne Segelruder am Heck. Obwohl das kleine Boot auf den Wellen des Mittelmeeres wie eine stark schwankende Nusschale wirkte, behielten die beiden Frauen einen sicheren Stand. Sie waren zweifelsohne erfahrene Seefahrerinnen.

Fatma schaute auf die Uhr. »Kurz vor neun. Du solltest ein Lebenszeichen von uns absetzen. Vielleicht gibt es auch Neuigkeiten.«

Mira, die erheblich Ältere von beiden, nickte und holte ein kleines Satellitentelefon aus einem wasserdichten Fach an der Seite des kleinen Ruderstandes, während Fatma das Spezialsegel anbrachte und es aufzog. Das Boot drehte sich in den Wind.

»Hallo, Basis? Im Morgengrauen wird die Katze vor dem Mausloch eintreffen. Habt ihr weiteres Futter?« Die Antwort schien negativ auszufallen. Missmutig klappte sie nach kurzem Zuhören die Antenne des Telefons ein. »Nichts Neues.« Sie schaute sich um. »Lass uns segeln. Wenn der Wind nicht auffrischt, werden wir erst knapp vor dem Morgengrauen eintreffen.«

Sie nahmen Fahrt auf.

»Hast du inzwischen eine Ahnung, wonach wir suchen?«, fragte Fama nach einer Weile.

Mira schüttelte den Kopf. »Nein, wir werden es erst erfahren, wenn wir da sind.«

»Das ist doch Scheiße.«

»Das habe ich denen auch schon gesagt, aber genutzt hat es nichts. Morgen werden wir klüger sein.«

»Und das ist Oberscheiße.«

»Auch wenn du es noch so oft wiederholst und der Haufen immer größer wird, davon wird es mit Sicherheit nicht besser.«

Sie hatten die notwendige Reiseflughöhe erreicht. Berger streichelte anerkennend mit der Hand über das Leder seines Sitzes. »Das ist aber ein ganz feiner Zwirn. Aus dem Material könnte ich mir noch nicht einmal einen Tanga leisten.«

Der Bischof lächelte verschmitzt. »Es kann sich halt nicht jeder erlauben, einen Tanga zu tragen.«

Gräfin Rosa lachte lauthals los. »Tja, mein Lieber, ich denke mal, dass Sie für die nächsten Tage einen würdigen Gegner gefunden haben.«

»Ja, das könnte spaßig werden.« Berger streichelte erneut über das weiche Leder. »Aber jetzt mal im Ernst, Exzellenz, es heißt immer, der Papst sei eigentlich bettelarm, da ihm absolut nichts gehöre. Also, wenn ich mich so umsehe, dann könnte mir diese Art von Armut auch gefallen.«

»Dieser Jet gehört der Kirche. Meine Familie war so frei, ihn ihr zu schenken«, antwortete Crasaghi.

»Aha, und als Gegenleistung dürfen sie ihn ab und zu auch selbst benutzen.«

»Richtig. Die Betriebskosten muss ich aber selbst übernehmen.«

»Was nicht unerheblich sein dürfte.«

»Leider.« Der Bischof zuckte mit den Schultern. »Ich muss allerdings zugeben, dass ich auf diese Weise auch Vorteile genieße, die für kein Geld der Welt zu kaufen wären.«

Gräfin Rosa wurde neugierig. »Und was für Vorteile wären das?«

»Zum Beispiel der Umstand, dass wir unter der Flagge des Vatikans fliegen. So dürfen wir jederzeit auf jedem Flughafen unserer Wahl landen.«

»Selbst auf dem mallorquinischen? Der ist doch immer völlig überlastet.«

»Selbst auf dem Aeroport de Son Sant Joan«, erwiderte der Bischof, »und das zu jeder Tages- und Nachtzeit. Damit wir bequem landen können, wird der eine oder andere Charterflieger wohl eine Extrarunde drehen müssen.«

Berger schüttelte den Kopf. »So einfach geht das, schau mal einer an. Aber warum landen wir nicht auf Son Bonet? Diese Kiste gilt doch als Privatflugzeug, oder?«

»Ja, aber Son Bonet ist nur für Propellerflugzeuge und Hub-schrauber ausgelegt. Außerdem hat der Flugplatz keine Befeuerung, sodass wir nur tagsüber und nur bei guter Sicht landen können.«

»Son Bonet? Wo liegt denn das?«, fragte Rosa.

»Das ist der alte Flughafen von Mallorca«, erklärte Berger. »Den gibt es schon seit 1920. Von dort aus wurden im Spanischen Bürgerkrieg die Bombenangriffe der Italiener auf Barcelona und Valencia geflogen. 1960 wurden dann Sant Joan gebaut.«

»Na, dann ist es wohl nur eine Frage der Zeit, wann das Ding eingestampft wird, wenn da nur kleine Propellerflugzeuge landen können.«

»Absolut nicht. Viele Touristen kommen mit eigenen Flugzeugen. Außerdem ist Son Bonet der Stützpunktflughafen der Polizei-hubschrauber und Löschflugzeuge. Die haben weit über zehntausend Landungen im Jahr.«

Crasaghi nickte Berger zu. »Wie ich sehe, wurde mir mit Ihnen ein Kenner dieser Insel empfohlen. Ich hoffe nur, dass Sie sich auf See genauso gut auskennen.«

Die Maschine setzte zur Landung an.

»Was denn«, kam es erstaunt von der Gräfin, »wir fliegen doch erst seit einer Viertelstunde.«

»Das hier ist ein Learjet, der braucht für die knapp dreihundert Kilometer nur eine halbe Stunde.«

Berger schaute aus dem Fenster. Eben noch hatte die nächtliche See pechschwarz unter ihnen gelegen, doch nun sah man in der Entfernung die ersten Lichter der Insel. Ganz deutlich war das Blinken des Leuchtturms vom Cap de Formentor zu erkennen.

Crasaghi wirkte plötzlich nachdenklich. »Durchlaucht, die Groß-

herzogin war so voll des Lobes über Sie und Ihren Residente, dass ich mich frage, in welchem Verhältnis Sie zu ihr stehen.«

»Die Großherzogin zu Schleswig-Holstein-Gottorf ist meine Mutter, meine Tante, meine allerbeste Freundin, meine Beraterin, mein Vorbild und meine persönliche letzte Instanz in allen wichtigen Fragen. Oder, einfach gesagt, meine Tante Auguste.«

Crasaghi schaute sie ratlos an. »Entschuldigung, aber die Mutter und die Tante bekomme ich nicht unter einen Hut.«

»Zumal sie biologisch gesehen nichts von beidem ist«, warf Berger ein. »Dennoch besteht zwischen den beiden eine immer fester werdende Nabelschnur. So wie auch zwischen Rosa und Anatol.«

»Dann ist Anatol Ihr Vater?« Crasaghi hatte etwas Mühe zu folgen.

Berger grinste. »Nein, er ist Tantchens Butler.«

»Aber sagten Sie nicht gerade, es bestehe eine Nabel-«

»Nein, sie springt ihm zur Begrüßung nur um den Hals und drückt dem armen Mann vor lauter Liebe die Luft ab. Aber das liegt daran, dass Anatol die einzige Instanz ist, von der Rosas Tantchen einen – wenn auch zarten – Widerspruch duldet.«

Crasaghi schaute abwechselnd von Berger zur Gräfin. »Wir sprechen doch von dem ebenfalls reichlich in die Tage gekommenen Diener der Großherzogin?«

Mit größtem Vergnügen malte sich Berger aus, was in dem Mann vorging. Er warf Rosa einen belustigten Blick zu. »Vielleicht sollten wir die moralischen Qualen, die dieses sakrale Hirn momentan zermartern, lieber beenden. Ja, die beiden haben etwas miteinander.«

»Moment«, protestierte die Gräfin. »So einfach kann man das nun auch wieder nicht sagen.«

Berger lenkte ein. »Okay, er ist nicht ihr offizieller Lover, die neunzigsten Geburtstage der Großherzogin werden aber schon zusammen gefeiert.«

»So alt ist sie doch noch gar nicht«, wandte Crasaghi verwirrt ein.

»Nein, aber gelegentlich gibt es ein ›Dinner for One‹ – inklusive Tigerfell.«

Jetzt musste sogar der Bischof herzlich lachen. »Dann lassen Sie sie in Gottes Namen feiern. Solange ich dabei nicht den Mister Pommeroy geben muss, soll mich das nichts angehen.« Er schmunzelte

noch immer, als er den Blick auf Rosa richtete und hinzufügte: »Wo wir schon beim Thema sind: Sie wissen, dass die Großherzogin ihr Vermögen gern einem männlichen Erben hinterlassen würde?«

»Dafür scheint es ein wenig spät, finden Sie nicht?«, kam es vom lachenden Berger. »Aber die Hoffnung stirbt zuletzt.« Er kicherte albern.

Rosa jedoch wurde hellhörig. »Wenn ich Ihre Worte richtig interpretiere, hat sie schon jemanden im Auge.«

Berger lachte weiter. »Und wer soll das bitte sein? Doch wohl kaum ein kleiner Großherzog Anatol zu Schleswig-Holstein-Gottorf.«

Nun machte die Unterhaltung zur Abwechslung mal Crasaghi einen diebischen Spaß. »So ein seltsamer Expolizist aus Bonn ist in der engeren Wahl«, sagte er lächelnd.

Auch die Gräfin verfolgte mit Vergnügen, was sich in dem völlig entgeisterten Gesicht ihres Freundes abspielte. Zuerst blickte der Residente den Bischof an, als würde er den Sinn seiner Worte überhaupt nicht verstehen, dann kam ein leicht debiler Gesichtsausdruck hinzu, der von Bergers bleichem, wächsernem Teint noch unterstützt wurde. Darauf folgte die wundersame Metamorphose vom Idioten zum Racheengel, dem – Rosa glaubte sie in diesem Augenblick wirklich sehen zu können – leichte Rauchwölkchen der Wut aus der Nase stoben.

»Na, so was.« Crasaghi sonnte sich in Bergers Überraschung. »Da scheine ich jemanden auf dem völlig falschen Fuß erwischt zu haben. Hat die Großherzogin denn noch nicht über ihren Adoptionsplan mit Ihnen gesprochen?«

Gräfin Rosa winkte ab. »Über solche Nebensächlichkeiten pflegt mein Tantchen keinerlei Worte zu verlieren. Das wird einfach so gemacht, wie sie sich das vorstellt, und damit basta.«

Crasaghi lachte herzlich. »Nicht einmal die Betroffenen werden eingeweiht?«

»Wozu? Die zicken ja doch nur rum, wenn sie es zu früh erfahren.« Sie zeigte amüsiert auf Berger. »Schauen Sie sich Seine Königliche Hoheit in spe doch mal an. Diese Bürde hat ihm glatt die herzogliche Petersilie verhagelt.«

Berger drehte sich beleidigt zum Fenster. »Ihr könnt den Erbprinzen alle mal kreuzweise.«

Bischof Crasaghi schaute eine Weile vergnüglich die ebenfalls grinsende Gräfin an und beugte sich dann zu ihr vor. »Durchlaucht, entschuldigen Sie die indiskrete Frage: Als ich Sie vorhin anrief, in was für einem Meeting waren Sie da? Ich hoffe sehr, dass Ihnen durch meine Einmischung kein Geschäft vermasselt wurde.«

Sie errötete etwas. »Es war nichts Geschäftliches, Exzellenz. Mir wurde lediglich eine sehr private Audienz gewährt.«

Eine knappe Stunde später betraten sie in Santanyí Bergers geliebte Bar »Sa Seu«. Ein lang gezogenes »*Uep, bon dia*« ließ ihn aufhören. Die Stimme kannte er doch? Genau so hörte sich der frühere Betreiber der Bar, Bergers Freund Bernardo, an. Er schaute sich um, und da standen sie sogar beide, Bernardo und seine Frau Maria, und lächelten um die Wette.

Berger benötigte einen Moment, bis er die Fassung wiederhatte. »Maria, Bernardo, was machen Sie denn hier?«

»Unsere Pächter wollten nicht mehr, und wir wollten unbedingt zurück, also sind wir wieder hier, seit zwei Tagen.«

Berger stürmte mit ausgebreiteten Armen hinter den Tresen und umarmte erst Maria und dann Bernardo. »Das ist ja wunderbar! Willkommen! Und was ist mit Ihrer Tochter Maria Antonia?«

»Alle sind wieder da, auch Maria Antonia mit ihrer ganzen Familie«, sagte Bernardo stolz.«

»Sagen Sie bloß, Sie haben schon ...« Ohne den Satz zu vervollständigen, rannte Berger auf die Praça und schaute nach. Tatsächlich, da stand auf der Markise wieder der so von ihm geliebte Schriftzug »Bar Sa Praça«. »Ach je, ist das schön«, stammelte er. »Es ist endlich wieder alles beim Alten.«

Er stürmte in die Bar zurück, in der Rosa und der Bischof noch immer vor dem Tresen standen und auf ihn warteten.

»Es tut mir so leid, Bernardo, dass ich vergessen habe, Ihnen meine Chefin und, wie soll ich sagen, meine Gräfin vorzustellen.« Er zeigte voller Stolz auf Rosa. »Dies, meine Lieben, ist Gräfin Rosa von Zastrow. Und das ist«, er wies auf Crasaghi, »Seine Exzellenz Bischof Crasaghi aus Rom.«

Maria war ganz hingerissen, einen echten Bischof in ihrer Bar zu wissen, und dazu noch einen, der so gut aussah. Beide kamen

hinter dem Tresen hervor, gingen in die Knie und gaben Crasaghi seinem kirchlichen Rang entsprechend einen Kuss auf seinen Ring. Erst danach wurde die Gräfin begrüßt, dafür aber sehr viel herzlicher als der Kirchenmann.

»Ich habe schon so viel von Ihnen gehört«, sagte Maria aufgeregt und schloss Rosa ganz gegen die mallorquinische, das heißt sehr zurückhaltende Art in die Arme.

Bernardo zeigte, als er sie begrüßte, auf seine Frau. »Das ist *meine* Chefin. Und ich habe sie sogar geheiratet. Von dem Tag an hatte ich dann gar nichts mehr zu sagen.«

Alles lachte herzlich. Wer den Mann kannte, wusste, dass es wirklich so war, doch niemand fand etwas dabei. So war es eben auf Mallorca.

Nur Minuten später standen unaufgefordert drei dampfende Cortados vor ihnen. Berger roch daran. »Und nun darf ich Ihnen, Condesa, und auch Ihnen, Exzellenz, den mit Sicherheit besten Cortado vorstellen, den es in der westlichen Hemisphäre überhaupt gibt.« Alle drei rührten bedächtig den Zucker in ihren Milchespresso und tranken den ersten Schluck. »Kinder, ist der gut«, kam es von Berger. »Nun wissen Sie, warum diese kleine Pause einfach sein musste.«

Nach zwei weiteren Cortados und einer kurzen Autofahrt erreichten sie Bergers Bootshaus in Cala Figuera. Der war hin- und hergerissen. Einerseits war er froh, dass er wegen eines so lukrativen Auftrags nur einen Urlaubstag hatte abhängen müssen, andererseits bedauerte er, nicht länger mit seiner Traumfrau allein sein zu können. In Anwesenheit dieses Bischofs hatte er sogar Hemmungen, die Gräfin einfach nur mal so in den Arm zu nehmen. Er schloss die schwere Holztür auf. »Wo ist denn der von Ihnen angekündigte Lkw?«

Der Bischof schaute sich um. »Die werden das Boot schon beladen haben.«

Berger schaute zu seiner Llaut, die, von einer Persenning bedeckt, friedlich im Wasser dümpelte.

»Nee, Exzellenz, da war keiner dran. Das würde ich auf den ersten Blick sehen.«

»Natürlich war da keiner dran. Sie haben das Boot beladen, mit

dem wir rausfahren werden. Habe ich etwa vergessen zu erwähnen, dass ich Sie nur als Skipper angeheuert habe?«

Berger blickte erstaunt auf. »Das haben Sie.« Er hielt die Tür auf und ließ die Gräfin und Crasaghi ein. »Und es lässt die ganze Aktion in einem völlig anderen Licht erscheinen.«

»Schön locker bleiben, Señor«, beschied ihn Crasaghi gelassen. »Schließlich habe ich Sie bisher noch nicht enttäuscht.«

»Das stimmt«, konterte Berger, »nur fürchte ich, wenn ich Ihr Geschenk für den Papst in Rechnung ziehe, dass Sie die ›Queen Mary 2‹ gechartert haben.«

Crasaghi lächelte ihn an. »Nicht alles, was möglich wäre, macht auch Sinn, Señor. Ich habe für unsere gemeinsame Zeit auf See eine funkelnagelneue Llaut 38 gechartert. Elfeinhalb Meter lang, knappe vier Meter breit, vier Kabinen, Flying Bridge, zwei Yanmar-Dieselmotoren mit je vierhundertvierzehn PS. Trotz der relativ großen Verdrängung macht sie gute zwanzig Knoten.«

Berger war sichtlich beeindruckt. »Bei so viel Detailkenntnis scheinen Sie ein Fachmann zu sein, wozu brauchen Sie dann noch mich?«

»Tja, also«, druckte Crasaghi herum. Er war augenscheinlich verlegen. »Ein Fachmann bin ich, ehrlich gesagt, nicht. Um etwas vor Ihnen anzugeben, habe ich den Quatsch auswendig gelernt.«

»Mit dieser Beichte haben Sie mich bisher allerdings am meisten beeindruckt. Jedenfalls mehr, als wenn Sie Benedikt einen Airbus 380 geschenkt hätten. Wo liegt das Boot?«

»Es ist, so war es jedenfalls vereinbart, an der Hafenmole neben dem Leuchtfeuer vertäut. Sollen wir kurz hingehen?«

»Gern.« Berger sah die völlig übermüdete Gräfin an. »Kommen Sie mit?«

Rosa winkte ab. »Seien Sie mir bitte nicht böse, aber ich werde mich vom Chauffeur Seiner Exzellenz nach Hause bringen lassen und Sie dafür zum Frühstück mit frischen Brötchen beglücken.«

»Das ist sehr aufmerksam«, sagte Crasaghi, »aber dann werden wir schon auf See sein. Spätestens um acht Uhr legen wir ab.«

»Können Sie mir denn schon Ihr erstes Ziel nennen?«

»Ja, natürlich. Wir werden uns rund um Cabrera aufhalten. Das soll ein faszinierendes Tauchgebiet sein.«

»Gut, dann werde ich morgen mit dem Boot des Residente auf

einen Besuch nachkommen.« Sie gab Berger einen kurzen Kuss und zog von dannen.

Er sah ihr lächelnd nach. »Mein Gott, was für eine tolle Frau.«

Crasaghi schien Bergers Gefühle nachempfinden zu können. »Vergessen Sie bitte nie, dass Gott es war, der Sie zusammenführte. Ich hoffe inständig, Sie werden ihm eine Chance geben, diese Verbindung eines Tages zu segnen.«

Berger nickte. »Vielleicht sogar das, wir werden sehen. Aber was Cabrera betrifft, da hätten Sie mich lieber zuerst fragen sollen. Leider ist das ganze Gebiet bis auf eine Bucht für Taucher und Boote gesperrt. Aber das macht Sinn. Die Insel ist ein Naturschutzgebiet, sowohl über als auch unter Wasser. Wenn da jeder Hinz und Kunz tauchen oder ankern dürfte, dann sähe das Mittelmeer in kürzester Zeit so aus wie ein Rastplatz auf der A2 in den Sommerferien.«

»Sie sollten mich inzwischen besser kennen, Señor Residente. Selbstverständlich hat der Erzbischof von Valencia für mich eine Sondergenehmigung erwirkt.«

»Was hat der denn damit zu tun?«

»Das Bistum Mallorca ist als Suffraganbistum dem Erzbischof von Valencia, Seiner Exzellenz Carlos Osoro Sierra, unterstellt.«

»Und damit können Sie tauchen, wo Sie wollen?«

»Nicht nur tauchen. Wir dürfen auch überall anlegen, solange wir nicht ankern.«

Bergers Augen leuchteten vor Freude. »Na dann, Exzellenz, dann wollen wir mal. So wollte ich Cabrera schon immer mal erforschen. Ich hoffe nur, ich muss vorher nicht zur Beichte.«

»Müssen Sie nicht. Es würde Ihnen aber guttun«, konterte Crasaghi.

»Wenn, dann jedenfalls nicht bei Ihnen.« Berger lächelte ihn freundlich an. »Dafür sind Sie mir eindeutig zu neugierig.«

Um fünf Uhr dreißig morgens hatten die beiden Frauen mit ihrem Spezialboot die Südspitze Cabrereras erreicht. Die letzten dreihundert Meter legten sie paddelnd zurück. Sie waren froh darüber, dass sie von dem modernen Radarsystem der Spanier nicht erfasst wurden, sonst wären sie schon längst von der Küstenwache aufgebracht

worden. Das Ufer der Insel war jetzt, im Morgengrauen, bereits mit bloßem Auge zu erkennen. Mira zeigte auf eine kleine Landzunge. »Das dahinten könnte was für uns sein.«

Sie paddelten um die Felsformation herum und fanden eine Stelle, die für ihre Zwecke perfekt war. Die Form der Felsen bildete so etwas wie einen kleinen Hafen. Sie waren zu hoch, um an Land zu gehen, doch die Brandung hatte das Gestein weit genug über dem Meeresspiegel ausgehöhlt, sodass es bei normalem Seegang ungefährlich war, sich unter diesem Felsdach zu verstecken. Hier waren sie vor der Sonne geschützt und konnten sich beruhigt zum Schlafen ins Boot legen.

»Wann bekommen wir denn nun endlich Nachricht, was wir hier überhaupt sollen?«

»Für neunhundert ist eine SMS angekündigt. Mehr kann ich dir auch nicht sagen.«

»Hör mal, Mira, du hast doch schon mehrere Missionen durchgeführt?«

Mira nickte.

»Machen die immer so ein Bohei darum, wie wir unsere Instruktionen bekommen?«

Mira schaute Fatma verständnislos an. »Du hast doch gewusst, dass du nicht bei der Heilsarmee anheuerst, sondern beim Mossad.«

»Schon, aber bei dieser Nummer habe ich das Gefühl, dass nicht einmal der darüber Bescheid weiß, was wir hier machen.«

»Kann schon sein«, kam es abweisend zurück. »Aber der Marschbefehl kam von unserem direkten Vorgesetzten, da gibt es kein Wenn und Aber.«

»Ich weiß.« Fatma nickte nachdenklich und schwieg eine Weile. »Aber nehmen wir mal an, der fängt plötzlich an zu spinnen und befiehlt uns eigenmächtig etwas, über das der Mossad gar nicht Bescheid weiß. Zum Beispiel, Putin umzubringen.«

»Dann machen wir, ohne darüber nachzudenken, aus Ljudmila Alexandrowna Putina eine steinreiche Witwe. Wo ist das Problem?«

»Wir könnten nicht überprüfen, ob unsere Regierung das überhaupt wollte.«

»Sollten wir so einen Einsatz überhaupt überleben, würden wir es nach einer Weile daran merken, dass man uns austauscht.«

»Und wenn nicht?«